

Arno Schleyer

HANNA

eine Liebesgeschichte



Impressum

© 2015 OnckenStiftung, Kassel

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright: Seite 97/98, Lied „Du“: Aus: Martin Buber, Ich und Du, © Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung, Satz und Layout: J. G. Oncken Nachf. GmbH

Printed in Germany 2015

ISBN 978-3-87939-629-0

www.oncken-stiftung.de

Viele sehnen sich nach einer ergiebigen Rast. Also danach, eine Zeitlang nicht mehr Dies und Das tun zu müssen, sondern gleichsam nur zu leben. So mancher hat auch schon erfahren, wie hilfreich solche Zeiten sind, falls man die nicht nur verschläft, sondern immer wieder die Augen, die Ohren und sonstigen Sinne für Gott und die Welt öffnet. Doch jeder weiß: Es ist nicht leicht, das Gewohnte mit seinen Pflichten wie mit seinen gefälligen Dingen (z. B. Auto und Badewanne) tage-, wochen-, gar monatelang hinter sich zu lassen. Und, statt für eine luxuriöse Südseereise, das Geld für eine noch unbekannte, vielleicht – äußerlich betrachtet – ärmliche Sache zu sparen. Da mag manchem die Entscheidung leichter fallen, wenn er Hannas Geschichte erfährt.

Inhalt

Auf Brautschau	5
Die Wurzeln	18
Hirten und Schafe	42
Stets zu Diensten	63
Signale	79
Unterwegs	97
Reiseberichte	113

Auf Brautschau

Hanna ist meine Frau. Als ich ihr vor gut 25 Jahren zum ersten Mal ins Gesicht sah, war es, jedenfalls meinerseits, Liebe auf den ersten Blick. Damals wurde sie uns vom Direktor als neue Kollegin vorgestellt, als Lehrerin für Kunst, Musik und Geschichte. Ich sah sie zunächst nur von hinten, und im Schein der tiefstehenden Wintersonne leuchtete ihr fülliges, lockeres Haar, als ob ihr Kopf in Flammen stünde.

Als der Direktor geendet hatte, begrüßten wir Kollegen, jeder auf seine Art, die Neue: mit ein paar Worten, mit Handschlag, mit Diener, und unsere temperamentvolle Lucy, Französisch- und Englischlehrerin, umarmte die Neue wie eine Busenfreundin.

Ich hätte bald darauf liebend gern das Gleiche wie Lucy getan, doch als ich am Ende der Warteschlange mit meinem Gruß an der Reihe war und nun Hanna ins Gesicht sah, war ich zunächst wie erstarrt und bekam auch kein Wort heraus. Stattdessen wurde ich rot, wie Hanna mir später sagte. Das peinliche Schweigen dauerte gewiss nur wenige Sekunden, doch mir kam es endlos vor. Schließlich begann ich mit mir zu schimpfen: „Menschenskind, Hoffmann, stell dich nicht so an! Sei keine Memme, sei ein Mann!“ und nach dieser Mahnung gelang es mir, mit noch belegter Stimme, der jungen Frau meinen Namen zu nennen, ebenso meine Unterrichtsfächer, Deutsch, Religion und Geschichte, letztes Fach also gemeinsam mit ihr. Und dann sagte ich, was mich selber überraschte, denn es kam wie ohne mein Zutun aus mir heraus: Ich lud sie zum Mittagessen ein.

Hanna war davon offenbar ebenfalls überrascht, denn ihre Augen wurden so weit wie bei einem Kind, das zum ersten Mal einen Weihnachts-

baum mit brennenden Kerzen sieht.

Ich fürchtete schon, mit meiner Einladung allzu aufdringlich geworden zu sein. Doch Hanna begann nun zu lächeln. Mich anzulächeln mit haselnussbraunen Augen in ihrem rundlichen Gesicht, das von kupferfarbenem Haar mit goldenen Strähnen umrahmt war und mir mit meinen verliebten Augen wie die aufgehende Sonne erschien.

Hanna bedankte sich für die Einladung und willigte ein. Nun hatte sie eine Stunde länger als ich zu unterrichten, und das hieß für mich: entsprechend lange Wartezeit. Doch in der Schule, im Lehrerzimmer, kam ich mir vor wie ein Tier im Käfig. Ich brauchte frische Luft und Bewegung bei all dem, das mir im Kopf rumging.

Mir fiel noch rechtzeitig ein, dass meine Mutter täglich für mich kochte, und so auch an diesem Tag. Und so rief ich sie an: Leider – ich hätte auch sagen können glücklicherweise – leider sei ich zurzeit bis auf Weiteres verhindert; ich werde ihr später den Grund dafür nennen. „Bis auf Weiteres“, sagte ich, weil ich mir die Zeit für Hanna freihalten wollte; wer weiß, wie und wann es mit uns beiden weiterginge.

Nach dem Telefonat machte ich mich auf den Weg zum See, der nur zwei, drei Steinwürfe weit von der Schule entfernt liegt, und hastete mit meinem Hinkebein, einer alten Unfallfolge, so schnell den Weg am See entlang, als ob ich zu einer wichtigen Sache zu spät kommen könnte. Der kalte Ostwind blies mir dabei ins Gesicht, doch ich beachtete ihn kaum, ebenso wenig den Raureif auf den Gräsern und Zweigen, an dem ich mich sonst nicht sattsehen kann. Ich hatte jetzt nur noch Frauen im Kopf, Hanna und die Vorgängerinnen, womit ich die Mädchen und Frauen meine, um die ich mich ernsthaft bemühte. „Da hast du“, sagte ich mir, „seit Jahren eine Frau gesucht, warst auch gewiss in ein dutzend verliebt, doch am Ende war immer ein Riegel, der die Tür zum Standesamt versperrte. Ob dir dieses Ende dieses Mal erspart bleibt?“ Es fing ja schon ein paarmal so hoffnungsvoll an wie heute Morgen die Begegnung mit Hanna.

So mit Maria, dem Nachbarkind. Sie war ein paar Jahre jünger als ich und kam oft in unsere Gärtnerei, mehr zum Gucken als zum Kaufen, und ich erzählte ihr von der Wunderwelt der Pflanzen. Nun, mit den Jahren wurde aus dem Kind mit den dunklen Kulleraugen und den langen schwarzen Zöpfen eine stattliche junge Frau. Und ich verliebte mich in sie. Und sie offenbar in mich; denn sie kam nur noch selten, doch wenn sie kam und mich sah, wurde sie rot. Da fasste ich mir ein Herz und fragte sie: „Maria, wenn wir heiraten würden, gingest du mit mir in unsere Kapelle?“

Sie hielt sich an einem der Tische fest, auf dem die Blumentöpfe stehen. Dann gab sie mir eine Hand und sagte: „Martin, glaub mir, ich täte es gern, aber ich kann nicht.“

Da standen wir nun hilflos, während es ringsum in allen Farben blühte. Schließlich gab sie mir auch die andere Hand und fragte mich: „Würdest du denn mit mir in meine Kirche gehen?“ – Ach, ich konnte es auch nicht, Maria war katholisch.

Im folgenden Jahr, auf einer Freizeit, hielt ich wieder die Augen für schöne Mädchen offen. Wobei ich nicht befürchten musste, dass deren Glaube ein Heiratshindernis wäre; denn alle Freizeiteilnehmer kamen aus unseren Kreisen. Ich fand auch bald eine, die mir gefiel und mit der sich vernünftig reden ließ, ein in sich ruhendes, freundliches Wesen, reizend von Angesicht und mit wohlklingender Stimme, was mir viel bedeutet und mich im Fall eines sonst verlockenden Fräuleins wegen ihrer knarrenden Stimme auf Abstand gehen ließ. Der einzige Makel, den ich an jenem Freizeitmädel entdeckte, waren ihre unförmigen Fesseln, so dass mich ihre Unterschenkel von den Knien bis zu den Füßen an Ofenrohre erinnerten. Doch da ich mit meinem Hinkelbein selber fehlerhaft war, betrachtete ich unsere Mängel als etwas, das uns miteinander verband, jedenfalls nicht als Heiratshindernis. – Auch mit ihrem Namen hatte ich vorübergehend etwas Schwierigkeiten: Sie hieß nämlich Edelgard, wie

eine meiner Tanten, und letzte war ein richtiger Dragoner.

Mir schien, dass auch Edelgard sich zu mir hingezogen fühlte, vielleicht weil sie ebenfalls unsere Mängel als Bindeglieder sah. Und so machte ich mir schon Gedanken, wann und wo und wie ich am Besten zur Sache kommen könne. Doch bevor dies geschah, kam ein Jüngling in seinem Auto vorgefahren. Und die von mir Ersehnte stellte mir den jungen Mann als ihren Bräutigam vor.

Ich schaute auf die Uhr, damals, im kalten Ostwind am See: Zeit, mich auf den Rückweg zu machen. Wenigstens an diesem Tag und zu diesem Anlass wollte ich pünktlich sein. Und – nach den Pleiten mit Maria und Edelgard – fragte und fragte ich mich, wie es mir nun mit Hanna ergehe. Mit dieser schönen jungen Frau, der es gewiss an Bewerbern nicht fehlte – und nun kam ich mit meinem Hinkebein. Gewiss, trotz der Behinderung konnte ich mich sehen lassen. Nicht nur, dass ich Studienrat war und als solcher in der Lage, Frau und Kinder zu versorgen. Ich bin, wie mir auch andere sagen, ein stattlicher Mann, ein Meter dreiundachtzig groß und im Gegensatz zu meinen Brüdern damals noch ohne Bauchspeck. Meine Augen, ein Erbe vom Opa mütterlicherseits, sind wie hellblaues, sprudelndes Wasser. Und einer, der mein leicht schütteres Haar als beginnende Glatze bezeichnet hat, tat es wohl nur aus Neid, da er selber eine spiegelblanke Platte trägt.

Ich war beizeiten in der Schule zurück und Hanna und ich machten uns auf den Weg. Es ging zunächst noch steil bergauf und ich gab mir Mühe, so wenig wie möglich zu hinken. Vor dem Restaurant angelangt, guckten wir auf die Speisekarte. Und da ein paar Gerichte unseren Wünschen entsprachen, traten wir ein und ich suchte ein Eckchen, wo wir unbelauscht miteinander reden konnten. Als ich es gefunden hatte, hinter großblättrigen Pflanzen und auf bequemen Stühlen, bestellten wir und nahmen dort auf übliche Weise (Gläserklingen, Sich-Anschauen und Lächeln)